

Großmutter war geboren; die mil- den Augen hatten sich geschlossen, die feinen, weißen Hände, die ihr langes Leben hindurch so rüstlos thätig gewesen waren, lagen nun gefaltet über dem Gesangbuch; sie waren so mager und die Finger so dünn, daß der Trauring ganz lose darauf lag. Aber ich ließ ihn sitzen. Dahingegen nahm ich ihrem eigenen, im Testament ausgesprochenen Wunsche gemäß die anderen Ringe ab. Meine beiden Schwestern sollten jede einen davon haben, den dritten hatte Großmutter für mich bestimmt: Für Eusebius Löwenbach, den liebsten meiner Enkel, denn er gleicht Onkel Erhard, hand da im Testament. Jetzt hielt ich den kleinen Ring in der Hand und betrachtete ihn aufmerksam. Etwas besonders Kostbares war er wohl nicht, aber wie fein und altnodig war er doch! Das Ganze war nur ein dünner, ein wenig geschwundener Kococo-Ring, der von einem kleinen Herz zusammengehalten wurde. Dies letztere bestand aus einem geschliffenen, in Gold gefassten Rheintafel. Zu beiden Seiten war ein kleines silbernes Blatt angebracht, das entweder einen Pfeil darstellen konnte, der das Herz durchbohrt hätte, oder auch zwei Lilien, die aus demselben heransprossen, aber sie waren sehr verhasst, so daß sie mehr einem Pfeil glichen. In der Mitte des Herzens unter dem durchgehenden Rheintafel lag ein feiner, goldener Faden, der einen verhängenen Namenszug bildete; es war nicht leicht, ihn zu deuten, aber ich hielt ihn für ein E. L., was nicht unwahrscheinlich war, da Großmutter Elise geheißen hatte und eine geborene Baroness von Loos aus Bernshofe in Jütland gewesen war.

Wie erinnerte mich doch dieser Ring an sie! Er rief unzählige lichte Kindheits-Erinnerungen in mir wach, in denen sie den Mittelpunkt bildete. Aber je länger ich das kleine, klare Herz betrachtete, desto mehr wollte es mir scheinen, als rufe es noch andere dunkle, nebelhafte Bilder aus dem Schlaf der Vergangenheit, ich konnte nicht sagen, woher sie kamen, oder wer die Figuren waren, aber ich hatte ein unheimliches Gefühl, daß dies Herz für mich auf irgend eine Weise von Bedeutung sei.

Ich legte den Ring in das kleine, verhöfene Saffianfutteral, in das er gehörte, steckte es in die Tasche und ging, denn ich hatte noch verschiedene Befehle in der Stadt zu machen. Mein Weg führte mich am Boulevard und von dort am Botanischen Garten vorüber, der in der schönsten Abendbeleuchtung dalag; die letzten Strahlen der Abendsonne beleuchteten die Fichtenbäume mit ihren langen, lichtgrünen Schuppen und das leichte, hellgrüne Laub der Birken. Die Lärchen-Tannen dufteten herzig, und als ich noch ein wenig weiter gekommen war, schlug mir ein harter, kalter Duff entgegen, der aus einer Sweetbriarhecke aufstieg, die den Fuß des Oberbatoriumhügels umgab. Ich stand still und sah den wichtigen Geruch ein, und ich mußte es gefehen, ich machte mich eines kleinen Diebstahls schuldig, denn einen Augenblick später hielt ich einen der duftenden Rosenbüsche in der Hand und eilte damit nach Hause.

Was war es nur mit diesem Duff? Was für eine Zauberwelt hatte er nur über mich? Auf eigenartige Weise vereinigte er sich mit dem kleinen Herzen in Großmutter's Ring und umspann mich mit einem Zauberzug von wunderbaren Bildern. Ich sah allein in meinem Zimmer an dem offenen Fenster, durch das die kühlende Abendluft zu mir drang, aber nicht der enge St. Annae-Platz breitete sich vor mir aus, nein, es war ein großer, schattiger Schlossgarten mit heißen, beschnittenen Hagebuchenbäumen und mächtigen Lindenalleen. Die Hecken liefen sächerförmig zusammen, und den Mittelpunkt, wo sie von allen Seiten mit einer üppigen, duftenden Sweetbriarhecke umgeben war. Im Centrum der Rotunde stand eine Raube, und hier lag ein sehr, sehr alter Herr mit schneeweißem Haar und einem Paar unendlich milder, blauer Augen, die nach allen Seiten durch die Hagebuchenhecke spähten, als warteten sie auf jemand. Es näherten sich auch Schritte, und eine schlanke Mädchengestalt trat in die Rotunde.

Sie war so jung und sah so lieblich aus, das fand der alte Herr wohl ebenfalls, denn er sprang auf und eilte ihr entgegen. Und nun sah ich, daß er gar nicht alt war, sein Haar war nur gepudert, und er trug einen langen, weißen, seine Kleidung wie die des jungen Mädchens war in Kococo-Stil. Er legte den Arm um ihre Taille und zog sie in die Laube.

ebenfalls E. L., und die silbernen Blätter waren auch da, aber sie hatten weder Lilien noch Pfeile vor, sondern Rosenblätter — das konnte man jetzt ganz deutlich sehen.

Und sie flüsternd lieh ihre Namen; ich hörte sie, ich weiß, daß die Anfangsbuchstaben beider Namen E. L. waren, aber sie hieß nicht Elise, so viel war mir klar, wenn ich mich auch nicht entsinnen kann, wie sie hieß, und auch keinen Namen wußte ich nicht mehr, als ich am nächsten Morgen erwachte, indem das Mädchen mit meinem Kaffee und einem ganzen Haufen von Briefen hereintrat.

Unter diesen befand sich einer von meinem Vetter, Baron Loos aus Bernshofe, der in Veranlassung von Großmutter's Tode schrieb. Er schloß seine Briefe bezeugenden und übrigens gänzlich nichtlagenden Zeilen mit der Bitte, ihn doch zu besuchen, wenn mich mein Weg einmal nach Jütland führen sollte. Ich freute mich über die Einladung, da es mich wirklich interessirte, den alten Familiensitz wieder zu sehen, wo ich nur einmal in meiner frühesten Jugend gewesen war, wo aber die Großmutter ihre ganze Kindheit verlebte hatte.

Als es Sommer wurde, reiste ich wirklich hinüber.

Nach einem herzlichen Empfang wurde ich in's Wohnzimmer geführt, in einem großen, luftigen Saal mit weißen Paneele, Kococoböden mit roten Bezügen und vielen Gemälden an den Wänden. Mein Auge fiel gleich auf ein sehr großes, schönes Bild, und ich schrak förmlich zusammen, denn es stellte eine Rotunda dar, die von einer Kuppel umgeben, das Centrum von zahlreichen, beschnittenen Hagebuchenbäumen bildete. Im Hintergrunde stand eine Raube, und da drinnen auf einer Bank saß ein alter, weißhaarer Herr mit einem Paar milder, blauer Augen, die nach jemand zu spähen schienen. Neben ihm stand ein entzückendes junges Mädchen in einem weichen Kleid im Empirestil, einen roten Schal um die Schultern.

„Wer ist das?“ fragte ich neugierig. „Das ist Deine Großmutter als junges Mädchen“, antwortete mein Vetter, „und dann ihr Onkel, der alte Geheimrath Erhard Loos. Die beiden hatten sich sehr lieb, und sie war dem alten Herrn sehr viel, als er sich von seinem Ministerposten zurückgezogen hatte und hier in dem Heim seiner Kindheit Zuflucht für seine alten Tage suchte. Er kam auf Besuch hierher zu der Wittve seines Bruders, aber dann blieb er da und wurde gleichsam eine Art Inventar hier auf Bernshofe. Er schloß sich hauptsächlich an seine jüngste Nichte, Elise, an Deine Großmutter an; die beiden waren beinahe unzertrennlich, so daß, als ihre Mutter sie gern gemalt haben wollte, ehe sie als Braut das Haus verließ, es ganz natürlich war, sie zusammen mit dem alten Geheimrath abzulieferen und in einer Situation, die für die beiden ganz charakteristisch war. Er pflegte nämlich jeden Tag in die Rotunda hinabzugehen, wo er stundenlang auf der Bank in der Laube saß, gefesselt von den langen Hagebuchenbäumen hinabspähend. Niemand außer Deiner Großmutter vermagte ihn von diesem Platze zu entfernen. Sobald sie kam, sprang er auf, schlang seinen Arm um ihre Taille und folgte ihr wie ein kleines Kind, wohin sie wollte, und sie legte und pflegte den alten, schwachen Mann bis zuletzt mit einer rührenden Sorgfalt. An ihrem Hochzeitsabend mußte sie ihn auch aus der Rotunda herausholen, da er sonst nicht zu Bett zu bekommen war; da flachte er ihr einen Ring an den Finger und küßte sie. Im selben Augenblick aber trat ihm ein Schlaganfall, und er starb sofort um. Das ist seine Geschichte.“

Mein Vetter schweig. „Das war seine Geschichte.“ — War sie nicht länger? Mit dieser Frage beschäftigt sah ich am Nachmittag auf der Bank des Geheimraths in der alten Laube. Hier also hatte die alte, geisteschwache Exzellenz die vielen, einfachen Stunden verbracht, hatte ihr eigenes, wunderliches Traumleben gelebt, unversehens, wenn auch von allen geachtet und von meiner damals so jungen, liebrenden Großmutter herzlich geliebt. — Und von sonst Niemand? Hatte ihn sonst wirklich Niemand in der Welt geliebt? Wer war denn nur das junge Mädchen im Kococogewande, dessen ich mich noch so deutlich aus meinem Traum entsann? Gestirte nicht ein Band, das Niemand kannte, das aber den alten Mann gerade an diesen Fleck geknüpft hatte?

Ich wurde aus meinen Betrachtungen aufgeschreckt durch den Laut des Gong's, das zu Tische rief.

Als ich in's Wohnzimmer trat, fand ich es voll von Gästen, und einen Augenblick später wanderte ich, eine mir gänzlich fremde junge Dame am Arm, durch die lange Reihe von Gemächern die breite Treppe hinab, durch ein mit alten Gemälden und geschliffenen Truhen ausgestattetes Vestibül, bis wir in dem großen Gartensaal anlangten, der im Sommer als Eszimmer diente.

Erst als wir Platz genommen hatten, konnte ich meine Tischdame betrachten. Wir saßen einander gegenüber am Ende des Tisches, und ich war ganz überrascht durch ihre ungewöhnlich feinen, charakteristischen Züge. Sie glich einem anderen jungen Mädchen, das ich kannte. Der Ausdruck ihres Antlitzes war weit intelligenter, als dies gewöhn-

lich bei jungen Mädchen der Fall ist, und die gebogene Nase, das feine, bestimmte Kinn, der schmale Mund und die ehrlichen grauen Augen zeugten von dem edlen Stamm, dem sie entstammen war. Ich hatte ihren Namen bei der Vorstellung überhört, jetzt aber vernahm ich, wie mein Vetter ihr zurief: „Darf ich Sie willkommen heißen, Komtesse Vander!“ während seine Tochter, sich vorüberbeugend, ihr Glas erhob und sagte: „Willkommen Emerenze!“

So viel wußte ich nun also, und bald sollte ich mehr erfahren. Die Komtesse erzählte mir nämlich, sie und ihr Vater seien gekommen, um einige Tage hier zu verweilen, (ich rechnete sehr schnell aus, daß meine Zeit mir zufällig erlaube, genau so viele Tage zu verweilen), der Zweck der Reise sei, die Inspektion eines der Güter ihres Vaters, des Schlosses Geggstrup, das jenseits der Bucht lag, nur eine halbe Meile von Bernshofe entfernt, wenn man in gerader Linie über das Wasser ruberte, aber mehr als drei Meilen weit, wenn man den Strandweg einschlug.

Wir wohnten sonst in Lindrup in Schonen,“ fügte die Komtesse hinzu. „Mein Vater mag nicht in Geggstrup sein; ich finde auch, daß es etwas Disteres hat, und die Sagen, die sich an das alte Schloß knüpfen, tragen auch nicht dazu bei, die Wolke zu zerstreuen, die darüber lagert.“

„Aus welcher Zeit stammen die Sagen?“ fragte ich. „Wohl aus der Ritterzeit?“

„Nein, die Personen, von denen die Sagen handeln, haben viel später gelebt, ich glaube, in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Die Hauptperson war eine junge Komtesse Vander, die sich mit einem Oberst Vander, einem Vetter, verheiratete, den sie dann später umgebracht haben soll, und nun heißt es, daß da drüben auf Geggstrup spukt. Man zeigte noch das Bett, in dem sie den Gatten ermordete und die Blutspuren auf dem Fußboden, über den sie selber ihn bis an's Fenster schleppt hat; von da aus führte sie dann die Leiche in den Schloßgarten.“ Hier wurde die Erzählung unterbrochen, und wir kamen später nicht wieder darauf zurück.

Nach Tisch fuhren wir alle nach Geggstrup hinüber; es war eine zauberhafte Fahrt quer über die piegelblau Bucht, die auf allen Seiten von selbst und waldbesetzten Hügel umgeben war. Mitten in all dieser Leppigkeit lagen die beiden stattlichen Schloßer, Bernshofe, lächelnd und freundlich mit seinen weißen Mauern zwischen den hohen Lindenalleen, Geggstrup hinter und davor, halb verdeckt von den dichten Kronen der Eichen und Eichen.

Bei der kleinen Fischerhütte, die mit ihrer aus einer Reihe großer Steine gebildeten Baderampe am Fuße des Geggstrup Hügels lag, flogen wir an's Land und begaben uns in munter anschauenden Gruppen durch den Wald nach dem Schloß.

Die alten Schloßgräben waren ausgetrocknet, die Bäume wuchsen hoch und schlank aus ihnen empor, sodas ihre obersten Zweige bis an die Fenster des ersten Stockwerkes reichten. Von außen war das Haus wohlgehalten, auch die Mauer, die den Burghof umgab, stand noch unberührt, während der ganze Hofplatz hübsch mit Gras und Alee überwuchert war.

Wir stiegen die breite Steintreppe hinan, die alte schwere Eidenthür drehte sich knarrend in ihren Angeln, denn betreten wir eine große unendlich weite, trübe Vorhalle, wo die Spinnweben massenweise in allen Ecken und unter der Decke saßen. Ein Ende Glodenstrang hing noch an der Thür, die Glode selber war längst verschwunden.

Unter Gelächter und lebhafter Unterhaltung bewegte sich die zahlreiche Gesellschaft durch die leeren Säle. Mich selber beschlich eine eigenartige melancholische Stimmung bei dem grellen Widerspruch, den die vielen blühenden, jugendlichen Gestalten, so voller Leben und Munterkeit zu dem finstern Schmelgen der kahlen Wände bildeten, dieser Wände, die so vieler heimgegangener Geschlechter Lust und Leben, Qual und Tod mit angehen hatten.

Ich hielt mich ein wenig zurück, und als ich allein geblieben war, öffnete ich eine Thür, die in entgegengesetzter Richtung von dem Wege lag, den die übrige Gesellschaft eingeschlagen hatte.

Das Zimmer, in das ich gelangte, war halb dunkel, denn die Laden vor den Fenstern waren geschlossen, aber durch eine in ein Nebenzimmer führende Thür, die nur angelehnt war, fiel ein schmaler Lichtstreif, und nun sah ich, daß dort ein floppiges Himmelbett stand, das einzige Stück Möbel, das ich außer einen dorrösten Ofen im ganzen Hause erblickt hatte.

„Das Bett!“ dachte ich. „Da haben wir's!“ Ich schob den modrigen, staubigen Vorhang bei Seite; es lagen ein paar Matratzen in dem Bette, ich hob die oberste in die Höhe, ja, da waren ganz deutliche Blutspuren, ebenso wie auf dem Fußboden. Hier also war die entsehlende Wirthschaft verübt! Hier hatte die grausame Gräfin Vander, diese Negäre, ihren Herrn und Gatten erschlagen um's Leben gebracht! Mit Schauern wandte ich mich ab und öffnete die Thür zum Nebenzimmer. Doch entsetzt brüllte ich zurück: dort über dem alten Kamin hing ein lebensgroßes Damen-

porträt, eine junge, liebende Erscheinung im Kococostil, unter dem Bilde aber, am Kamin, erblickte ich dieselbe Gestalt, daselbe feine edle Gesicht, dieselben grauen Augen, nur trug die Erscheinung ein glattes, weißes Gewand. Unbeweglich stand sie da und harrete einen kleinen Gegenstand an, den sie in der Hand hielt, der aber so klein war, daß ich nicht erkennen konnte, was es war. Keine Sekunde zweifelte ich daran, daß ich hier den Geist der berühmtesten Gräfin Vander vor Augen habe; da wandte sich die Gestalt plötzlich nach mir um — und mit der natürlichsten Stimme von der Welt sagte meine Tischdame von heute Mittag — denn sie war es — zu mir:

„Setzen Sie, Graf Löwenbach, was ich gefunden habe!“ Sie reichte mir die Hand hin, und ich erblickte eine ganz kleine, feine Nadel, die daselbe kleine klare Herz mit dem Namenszug E. L. trug, das sich an dem Ring befand, den der alte Geheimrath meiner Großmutter an ihrem Hochzeitsstage, wenige Minuten vor seinem Tode gegeben hatte.

„Wo haben Sie die her?“ flammte ich.

„Sie lag in einem Geheimfach unter dem Kaminmurm; es war so ein Pfeifen und Rumoren oben im Schornstein, daß ich glaubte, eine Schwalbe habe sich da hinein verirrt, und als ich mich in die Kaminöffnung beugte, um nachzusehen, fiel ich mit der Hand an die Wand und dies Fach öffnete sich. Dort lag auch ein Päckchen alter Briefe. Die Nadel war durch ein leinwandnes Band gefestigt, mit dem die Briefe umschlungen waren.“

Sie hielt mir ein kleines staubiges Päckchen hin, das mit einem verhöfenen rosa Seidenband zusammengebunden war.

Ich nahm mein Messer und wollte das Band durchschneiden, die Komtesse aber hinderte mich daran: „Nein, nein, Respekt vor den Vätern, die von den Händen Verhöfener geknüpft sind!“

Vorsichtig löste sie die Seile.

Es waren wirklich Briefe. Sie selber nahm den obersten und reichte mir den nächsten.

Die Schrift war sehr verbläht, und die schwache Beleuchtung gestattete uns nur, wenige Worte zu deuten, des wegen schlug die Komtesse vor, die Briefe wieder zusammenzupacken; sie bat mich, sie an mich zu nehmen, dann könnten wir sie gründlich studiren.

„Sprechen Sie aber bitte nicht davon,“ bat sie. „Vater hoch alles, was Geggstrup und meine Urgroßmutter betrifft, und ich bin überzeugt, daß diese Briefe etwas mit ihr zu thun haben. Sehen Sie nur, hier steht: Mein Herzergesandte, und Engelle hieß sie, die Briefe sind zweifelsohne an sie gerichtet.“

„Nein, nicht alle, Komtesse; denn dieser ist Engelle Vander unterschrieben; lassen Sie uns sehen an wen der adressirt ist.“

Es war nicht leicht, das ausfindig zu machen, endlich aber gelang es mir, und zu meinem Staunen las ich: „Erhard Loos.“

Wir vernahmen Stimmen und Schritte, die näher kamen, und die Komtesse reichte mir hastig den kleinen Briefschag; die Nadel mit dem Herzergesandte blieb in der Hand. Einen Augenblick später verließen wir mit der übrigen Gesellschaft das alte Schloß.

Als ich am Abend auf mein Zimmer kam, holte ich den Ring aus meinem Koffer. Lange sah ich da und harrete ihn an, dann legte ich ihn sorgfältig wieder in das alte Etui und barg dieses sammt den Briefen unter meinem Kopfkissen, theils aus demselben räthselhaften Trieb, der mich als Junge meine lateinische Grammatik an demselben Ort anbringen ließ, wenn ich mich nicht sicher im Sattel fühlte, theils in dem Gefühl, daß ich hier einen Schatz besaß, der einen Werth in der Vergangenheit und — vielleicht auch in der Zukunft hatte.

Lange lag ich wach. Schließlich führten meine Gedanken mich weiter und weiter in das Reich der Träume hinein. Ich sah auf der Bank des Geheimraths, ich selber war der Geheimrath, und meine Großmutter kam mir entgegen, die Herzenanbel in der Hand, aber es war doch nicht die Großmutter, sondern Engelle Vander, im Kococo-Gewande, und ich steckte ihr den Ring an den Finger, und dann war sie nicht mehr die Urgroßmutter, sondern die Urenkelin, die liebrende Komtesse Emerenze selber. Ich schlang meinen Arm um ihre Taille und küßte sie, und der alte Geheimrath und seine Jugendgeliebte hielten da und sie gaben uns ihren Segen; und in der Mitte der Rotunde wurde ein großes Feuerwerk abgedramt, uns zu Ehren, ein doppeltes „E. L.“, umgeben von einem Herzen und von Strahlen. Ich mußte die Augen öffnen, um das blendende Licht zu schauen, und dann erwachte ich und sah, daß die helle Sommerferne in mein Zimmer hineinschien.

Es war noch früh am Morgen, und ich eilte hinaus durch den thausendsten Garten bis an die Rotunde. Unwiderstehlich zog es mich dahin. Wie entzückend duftete die Sweetbriar-Hecke in der frühen Morgenluft! Ich setzte mich auf die Bank und zog die Briefe aus der Tasche. Sie lagen der Reihe nach geordnet, abwechselnd von Erhard Loos und Engelle Vander, der erste war mit großer, ungeübter Ränderhand geschrie-

ben und aus Bernshofe vom 17. Juli 1764 datirt. Da stand:

Herzliche Jungfer Engelle!

Morgen ist ja dein Geburtstag und ich will dir von ganzem Herzen meine Gratulation senden. Und dann will ich dir sagen, daß ich dich so innig lieb habe, und daß ich immer an dich denken muß, seit wir uns getrennt haben, und ich sende dir ein Paar Ränzchen als Bezaugung, denn ich will dich bitten, meine Frau zu werden.

Dein ererbter Diener und künftiger Gemahl

Erhard Loos.

Dann folgte die Antwort, in der sie ihm Treue gelobte und von der Zeit an schienen sie viel mit einander verkehrt zu haben, es fanden sich nur wenige Briefe aus ihrer Kindheit, desto mehr aber aus ihrer ersten Jugend; diese enthielten hauptsächlich Versicherungen ihrer Liebe und Treue und Klagen darüber, daß ihre Eltern ihnen früher so regen Verkehr beschränkten.

Endlich stand in einem ihrer Briefe: „Jetzt, mein Herzergesandte - Erhard, hat mir der Juwelier die kleine Nadel gefunden, die ich dir versprochen, als wir uns zuletzt sahen; ich werde mich am Sonnabend in der Rotunda hinter der Kococobede einfinden, wo wir uns so treffen pflegen; ich lasse mich von dem alten Jäger und die Bucht rudern, während mein Herr Papa die Leute abholt und meine Frau Rama beschäftigt ist und mich nicht vermissen wird.“

Das war wohl die Scene, die ich in meinem ersten Traum gesehen hatte.

Nun folgte eine lange Pause in den Briefen, und in dem nächsten, der wieder von ihr war, stand:

„Jetzt weiß ich es, herzlicher Freund, weshalb meine lieben Eltern unsere Verbindung nicht zugeben wollten; sie haben mich schon als Kind mit meinem Vetter Oberst Abraham Vander verlobt, weil er nach mir der nächste Erbe des Gutes ist, und weil sein seliger Vater einstmals eine große Schuld für meinen Herrn Papa bezahlt hat, unter der Bedingung, daß ich mit meinem Kococo vermahlt würde.“

So habe ich dich, mein Herzergesandte ohne Wissen und Willen betrogen, dich, dem ich am wenigsten von allen Menschen auf der Welt einen Schmerz zufügen möchte. Aber ich muß mich in den Willen meiner lieben Eltern fügen und mich bemühen, meinem Gheherrn eine gute und unterthänige Gattin zu werden.

Mein Herzergesandte, ich komme zur gewöhnlichen Zeit in die Rotunde, um Abschied von dir zu nehmen, und ich bringe dir dann den mir so sehr theuren kleinen Ring mit deinem geliebten Namenszug, wieder, gib auch du mir dann die Nadel und die Briefe zurück, die ich dir geschrieben habe. Mein herzlicher Freund, meine Thränen fallen reichlich auf das Papier, aber es muß so sein. Gott stärke dich und mich, dies zu tragen.

In meinem Herzen steht dein Name ewig eingravirt, die Rosenblätter aber scheinen mir zu einem Pfeil geworden zu sein, der es unter großen Schmerzen durchbohrt; möge es dadurch nur gelindert werden, so daß der Pfeil zu einer reinen Eike der Unschuld werde, die in ihren unfeuchter Erde wohl gedeiht.

Ich darf mich nicht wie bisher als dein künftiger Gemahl unterzeichnen, aber ich bin in treuer Liebe

deine Freundin Engelle.

Ich ließ die Hand sinken, in der ich den Brief hielt, und meine Thränen waren kurz davor zu fließen. Diese fromme, sanfte Frau, die ich so willig unter ihr Kreuz beugte, sie sollte eine Mörderin sein? Nein, nein, das war unmöglich! — Ich griff nach dem nächsten Brief, derselbe war mehrere Jahre später geschrieben, und die erbrochene Eblate war schwarz. Er lautete folgendermaßen:

„Mein alter, herzgeliebter Freund! Dir allein kann ich alle meine grenzenlose Noth und Qual anvertrauen, die ich in den sieben Jahren erlitten habe, während ich mit meinem Gemahl, Oberst Abraham Vander, der jetzt ein plötzliches, grauenvolles Ende genommen hat, vermahlt war. Er ist mir ein herber und schlechter Herr gewesen und hat ein schändliches Leben geführt mit allerlei Zechen und Trinken, was ihm Gott gnädig verzeihen möge. Aber zuletzt war es gar arg, und sein jüngerer Bruder war lange Zeit hier, und die beiden haben mir armer wechloser Frau manchen Tort zugefügt. Da eines Abends lag mein Herr Gemahl und schlief seinen Rausch in der öffentlichen Eszimmer aus, und da kam sein Herr Bruder herein und erschlug ihn mit einem Hirschfänger und schleppte ihn ans Fenster und führte die Leiche in den Kanal, obwohl ich ihn auf den Knien um Gnade anflehte. Er stieß mich von sich und sagte: „Nun, meine gnädige Frau, bin ich Herr auf Geggstrup.“ Da sagte ich: „Nein, o Gott will, noch nicht!“ Und so ist es nun geschehen, und ich bin eines Sohnes gewesen, den ich nach seinem Vater Abraham genannt habe. Mein Herr Schwager aber ist gestoben; doch weiß Niemand, daß er der Mörder ist, und ich werde grausam angeklagt, doch will ich nicht nennen, das kann ich nicht vor Gott verantworten, denn er hat eine Frau und sechs Kinder zu versorgen, und ich werde schon alles ertragen, was Gott mir auferlegt, und meinen kleinen Sohn zu seiner Ehre erziehen.“

Mein Herzergesandte! Das ist ein

schweres Schicksal. Gott helfe und allen! Deine getreue, herzliche Freundin Engelle Vander.“

Noch ein kleines, zusammengefaltetes Papier fand ich, in dem eine schnee-weiße Haarlocke lag. Auf dem Papiere stand:

„Ich sende dir diese kleine Haarlocke. Du siehst, mein Haar bedarf des Puders nicht mehr, viel Kamm hat es gebleicht.“

Morgen reife ich mit meinem kleinen Sohne zu meinem Onkel nach Schonen und lehre nie mehr nach Geggstrup zurück; dieser Ort ist mir unerträglich.“

„Ich bleibe für ewige Zeiten deine in Liebe getreue Freundin

Engelle Vander.“

N. A. — Die Briefe, die du mir vor acht Jahren zurückgegeben, sowie der Ring mit dem Herzen liegen in dem Geheimfach unter dem Kaminmurm, über dem mein Bild hängt. Lege die, die du hast, da, ehe du stirbst, dann ist unter Geheimniß gut bewahrt und doch nicht mehr, als daß Gott es zu seiner Zeit und Stunde offenbaren kann.

„Viel ewig wohl!“

„Unschuldig!“ Der Seufzer kam aus meines Herzergesandte, als ich jetzt die vielen vergilbten Briefe zusammenjuchte und sie wieder mit dem rosa Band umschlang. „Unschuldig!“

„Wer ist unschuldig?“ fragte im selben Augenblick eine Stimme, und Emerenze Vander hand so liebreizend, so bezaubernd vor mir, wie einst ihre Urgroßmutter vor Erhard Loos gestanden hatte.

„Ihre Urgroßmutter, Komtesse!“ sagte ich und legte die Briefe in ihre Hand. Sie setzte sich auf die Bank neben mich, und ich erklärte ihr den ganzen Inhalt. Sie sah mich mit ihren schönen grauen Augen an, die sich allmählich mit Thränen füllten und dieselben groß und klar von ihren Wangen herab.

„Arme, arme Engelle Vander!“ rief sie aus. „Und armer alter Geheimrath! Es ist doch gut, daß der Wille der Eltern heuteutage nicht mehr die höchste Instanz ist, ich liebe mich nicht verkaufen, obwohl ich die Erbin von Geggstrup bin; nein, ich will —“

Sie hielt inne und schlug die leuchtenden Augen nieder, dann erhobte sie bis an die Haarwurzeln, erhob sich und schickte sich an, zu gehen. Ich sprang auf, wagte aber nicht, ihr zu folgen. Da wandte sie sich plötzlich um, zog die kleine Herzergesandte aus ihrem Busen, ging still und gesenkten Blickes auf mich zu und reichte sie mir.

„Die hat ja dem theuren Onkel Ihrer Großmutter gehört, Graf Löwenbach, die sollen Sie zur Erinnerung an Geggstrup haben und an Engelle Vander — und an mich.“

Seit einem Jahr find wir verheiratet. Jetzt wohnen wir auf Schloß Geggstrup, das ganz in Stand gesetzt ist, vom Keller bis unter's Dach. Der Spul hat sich nie wieder gezeigt; vielleicht weil Emerenze den Leuten verboten hat, darüber zu reden, und es heißt ja, daß man so etwas todtschweigen kann. Möglich ist es auch, daß die Heimgegangenen im Grabe Ruhe gefunden haben, weil jetzt die klaren Herzen mit den beiden Namenszügen endlich ihre Bestimmung erfüllt haben, — nämlich indem sie zwei hochde Menschenbergen vereinten, oder auch, weil das kleine Mädchen mit den sanften blauen Augen, das meine Frau auf ihrem Schlosse wiegt, die vereinigten Namen Engelle Erhardine trägt.

Der verheiratete Dieb.

In einer verkehrten Straße Birmingham's konnte kürzlich während eines Platzregens ein erheitender Vorgang beobachtet werden. Ein junger Polizist, der schnüffelt nach einer Gelegenheit, seine Tüchtigkeit zu beweisen, umschauete, war trotz des heftigen Regens, vor dem Alles rannte und flüchtete, im Freien geblieben. Spähernd ließ er seine Blicke umherstreifen. Da leuchtete es plötzlich in seinem Gesicht auf. Er sah, wie ein Mann und gleich hinterher eine Frau von einem Omnibus sprangen. Das männliche Individuum, mit tief in die Stirn gedrückter Kopfbedeckung, hielt einen ziemlich umfangreichen Gegenstand unter seinem Rockmantel verborgen und rannte mit Windeseile die Straße entlang. Die Frauensperson stürmte mit hochgehobenen Röden und ohne Hut in wilder Hast hinter ihm her. Sie rang nach Athem und suchte mit der freien linken Hand aufgeregt durch die Luft. Ohne zu zögern, setzte der Hüter des Gesetzes sich nun auch in Bewegung, überholte die Frau, jagte dem Manne nach, den er beim Krangel packte und in den nächsten Hofweg zerrie, ihn auf-fordernd, das Eigenthum der Dame herauszugeben. In diesem Augenblick fing die Frau athemlos in den Handtüchern. Schluchzend vor Erregung, ließ sie die Worte hervor: „O Jehu, was ist passiert? Lassen Sie ihn los, Schürmann, wie dürfen Sie es wagen? Sie sind schuld, daß er nun meiner theureren Hut geberbt hat. Sie Unschuldiger! O mein schöner Hut!“ Und jammern nahm Madame ihrem Gatten das Kunstwerk der Wigmacherin ab, für das man erst vor wenigen Tagen 100 Mark gezahlt hatte. Ganz geknickt schlich sich „Bobby“ davon. Mit seiner Beförderung war es wieder „mal nichts.“

Ein voller Beher und ein voller Zeher laufen gern über.